

Vom Steinerianismus zur Anthroposophie

Roland Wiese

In der Anthroposophischen Gesellschaft wird der 150. Geburtstag Rudolf Steiners vorbereitet. Mit großen und kleinen Tagungen, mit Veröffentlichungen verschiedenster Art – man möchte Rudolf Steiners Bedeutung in der Öffentlichkeit endlich einmal gewürdigt sehen. Und wenn es andere schon nicht tun, muss man es selber um so mehr tun. Ein solches Datum wäre aber auch eine gute Gelegenheit, damit zu beginnen, sich aus einer nicht unproblematischen Beziehung zu Rudolf Steiner zu lösen. Eine solche »Lösung« wäre allerdings ein sehr gewagter Schritt. Ein Schritt, der aber vielleicht eine geistige Kraft freisetzen könnte. Denn ein solches Wagnis wäre eine Möglichkeit, der eigenen geistigen Kraft auf die Spur zu kommen. Damit an dieser Stelle kein Missverständnis aufkommt: Nicht Rudolf Steiner ist das Problem – unser Verhältnis zu ihm ist das Problem. Und auch dieses Problem ist in Wirklichkeit eine geistige Aufgabe, die wir uns selbst stellen. Denn die Anthroposophie beginnt da, wo der eigene Steinerianismus endet. Man könnte sich sogar eine Art Übung denken, die darin besteht zu beobachten, wann man sich in problematischer Weise auf Rudolf Steiner stützt, anstatt auf eigene Bemühung. Eine solche Übung ist wahrscheinlich notwendiger, als man denkt. Ein Gedanke könnte geistig dazu gestellt werden: Jedes Mal, wenn ich Rudolf Steiner bemühe, statt mich selbst, schwäche ich sowohl mich selbst wie auch das Bild Rudolf Steiners.

Helpen könnte auch der Gedanke, dass ich Kräfte, die ich mir durch den Umgang mit Texten von Rudolf Steiner erzeugt habe, wieder ruinieren, wenn ich diese Kräfte nicht wirklich anwende. Eine interessante Frage wäre, welche Rückwirkung das auf die Texte, die Anthroposophie und damit auf Rudolf Steiner haben könnte. Die Schüler, die sich wirklich ernsthaft darum be-

mühen, dem Lehrer so gut wie möglich zu folgen, ruinieren den Lehrer. Der Lehrer erscheint dann in der Form der Nachahmung der Schüler und damit kleiner als er ist; und der Schüler hält sich selbst im Schülersein fest. Das wäre dann ein doppelter Ruin. Der Schüler, der sich aus einer solchen Schülerrolle befreien will, müsste allerdings bei sich das Motiv finden, das ihn an der Schülerrolle festhalten lässt. Es handelt sich dabei zumeist um relativ basale seelische Mechanismen. Die gleiche Kraft, mit der ich den Lehrer oder auch andere Menschen erhöhe, erniedrigt mich. Andererseits erhöhe ich mich indirekt dann durch meine Beziehung zum Lehrer – nicht durch meine eigene Bemühung. Die fatale Folge ist, dass ich nicht aus der eigenen Bemühung lebe, sondern aus den schon vergangenen Bemühungen des anderen. Ich verteidige dann in Wirklichkeit auch nicht den Lehrer, sondern meine Beziehung zu ihm. Es ist ja sogar schon problematisch, sich auf die eigenen vergangenen Bemühungen abzustützen. Es höhlt die eigenen Kräfte aus. Ähnlich ausgehöhlt wirkt eine Gesellschaft, die sich weitgehend auf vergangene Leistungen ihres Lehrers abstützt. Sie bedarf der andauernden Anfeuerung durch Selbstmoralisierung und Selbsttäuschung, ansonsten würde sie in »gesunder Weise« der eigenen Aushöhlung begegnen. Nicht umsonst wird überall vom Verlust anthroposophischer Substanz gesprochen und – wiederum moralisch – eingefordert, sich wieder auf die Grundlagen zu besinnen. Im Geistigen gibt es aber keine Grundlage ohne eigene Tätigkeit.

Willensschwäche

Eine solche Gesetzmäßigkeit bestimmt die Halbwertszeit des Geisteslebens in scharfer Weise. So wäre für mich persönlich eine Aus-

einandersetzung mit der Naturwissenschaft etwas historisch Überholtes: Das hat die Anthroposophie des 20. Jahrhunderts getan. Aus der *Umbildung* der Naturwissenschaft wurde die Anthroposophie erarbeitet; insofern besteht die heutige Aufgabe in der Umbildung der Anthroposophie. Was bei einer solchen Umbildung herauskommt, ist aber in keiner Weise gesichert, auch nicht durch die vorhandene Form der Anthroposophie.

Schülerschaft kann so betrachtet auch darin bestehen, sich zu schwach zu fühlen gegenüber der vorhandenen Anthroposophie. Wie soll ich kleiner Geist eine solche großartige, gewordene Geistigkeit umbilden? Und dieses Gefühl ist doppelt berechtigt: Die gewordene Geistigkeit erscheint immer größer als die neu zu schaffende. Diese tendiert zum Unsichtbaren. Das in die Erscheinung getretene Geistige muss eine solche Größe zeigen, damit ich in der Umarbeitung möglichst viel Kraft entwickeln kann. Die eigene Schwäche wird aber erst fühlbar, wenn ich beginne, selbst tätig zu werden. Vorher wird die Schwäche durch die Größe des vorhandenen Geistigen zugedeckt: Es ist ja gar keine *eigene* Schwäche, es ist die Größe des anderen, die meine eigene Schwäche legitimiert und festschreibt. Ich benutze damit die Größe des vorhandenen Geistigen, um meine *eigene* Schwäche zu übertönen.

Eine Vergrößerung des Vergangenen dient damit in Wirklichkeit der Rechtfertigung, warum man selbst nicht weitergehen kann. Ich delegiere meine von mir selbst zu leistende Entwicklung an die Vergangenheit. Diese hat den großen Vorteil einer gewordenen Objektivität. Und man wird bei sich bemerken können: Immer dann, wenn man die Objektivität des vergangenen Geistigen betont, entlastet man sich von der eigenen schöpferischen Tätigkeit und kann in der liturgischen Nachahmung des Werkes oder der Interpretation stehen bleiben. Damit übernimmt man interessanterweise die Willensschwäche, die der Naturwissenschaft (und damit heute allen Wissenschaften) zu Grunde liegt: nur das untersuchen zu können, was vorhanden ist. Und das bedeutet nichts anderes, als nur die Beziehungen zwischen

den Gegenständen der Welt herauszufinden. Die Schwächung des Willens hat sich durch die naturwissenschaftliche Lebenshaltung bis in die tiefsten Schichten eingeschlichen. Und so verwende ich nicht nur die »Sauberkeit« und objektive innere Haltung der Naturwissenschaft in meinem geistigen Forschen, sondern auch ihre auf die Gegenstandswelt beschränkte Voraussetzung. Ich bin nicht objektiv-subjektiv forschend; ich delegiere, verleihe meinem Forschen Objektivität, indem ich der gewordenen Geisteswissenschaft eine objektive Wirklichkeit zuspreche, die theologisch der Vatergott-Wirklichkeit entspricht. Ich versuche, mit dieser Delegation dem Geistigen eine äußere Sicherheit zu verleihen. Solches Festhämmern des Geistigen zeigt sich beispielsweise in seiner Institutionalisierung, in seiner Stilisierung zu unantastbaren Einrichtungen, aber auch in einem Zuschreiben von Bedeutung, die ich ihr erst zuschreibe, um sie dann zu erleben. Und solches Festhämmern beinhaltet als Motiv und hat als Folge die Befestigung meines subjektiven Wahnes. Denn wäre ich nicht geistig unsicher und würde ich die Unsicherheit eben nicht ertragen, bräuchte ich den Verobjektivierungsaufwand nicht zu leisten.

Selbstunterschätzung

Eine weitere Beziehung kann ich heute in die Beobachtung nehmen. Das Verhältnis zum eigenen Leben und zum sogenannten Geistigen. Es gibt die psychologisch verständliche, aber geistig gefährliche Verlagerung von eigener Kraft aus dem einen in den anderen Bereich.

Oft handelt es sich dabei um Ausweichbewegungen angesichts bestimmter Hemmnisse und Widerstände. Solche oft nur leichten Überdosierungen von seelischer Kraft führen in eine gewisse Verkrampfung im Bewusstseinsbereich oder auch im Lebensbereich. Dies führt dazu, dass ich in dem jeweiligen Bereich zu viel will. Da ich das aber nicht erreiche, führt der Rückschlag des Widerstandes zu einer weiteren Unsicherheit bezüglich meiner eigenen Kräfte. Die scheinbare Unerreichbarkeit verleiht dem Unerreichbaren eine Bedeutung, die ihm eigentlich gar nicht angehört, sondern meinem Ehrgeiz. Diese Bedeutung überblendet das von mir Erreichte und Erreichbare. So habe ich selbst das nicht, was ich habe oder haben könnte. (Möglicherweise wurde Christus nicht erkannt, weil man sich ihn damals doch irgendwie größer vorgestellt hat).

Die Anthroposophische Gesellschaft ist aus vielen Gründen ein hervorragendes Forschungsfeld für solche Fragen. Will sie sich als Forschungsgemeinschaft ernst nehmen, müsste sie die einmalige Chance ergreifen und die eigene geistig-seelische Pathologie als Ausgangspunkt der Therapie begreifen. Eine solche Pathologie müsste allerdings die Erscheinungen der Anthroposophie und meine Verhältnisse zu diesen Erscheinungsformen mit in die Untersuchungen einbeziehen. Selbst kleinste Schritte in einer solchen Richtung würden helfen, den 150. Geburtstag Rudolf Steiners zu einem Geburtstag für Anthroposophie werden zu lassen. Denn Geburtstage bieten die Möglichkeit, sich an die Kleinheit und Unsicherheit der Anfänge zu erinnern.